

stehungszeit der Chorballeden Schumanns deutet darauf hin). Zugespitzt wird diese in der Chronologie begründete Problematik dadurch, dass nach 1818 nur noch wenige Gedichte Uhlands entstanden und dass Uhland als Dichter nach 1834 verstummte (S. 26). Da ja der Studie Sauerwalds Kompositionen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugrunde liegen (Kreutzer, Silcher, Loewe und Schumann) müsste scharf zwischen einer zeitnahen Vaterlandsidee und nachheriger nationaler Vereinnahmung und Umdeutung unterschieden werden, um dann nicht doch eine teleologische Sicht der zunehmenden Nationalisierung Uhlands zu übernehmen.

Freilich kann man sich noch andere Aspekte der Thematik vorstellen oder wünschen, etwa den Bezug zur Selbststilisierung des Königreichs Württemberg, z. B. in den Schillerfeiern, oder zur älteren Volkslied- und Vaterlandsidee im Fahrwasser Schubarts. Das soll aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass mit dieser Arbeit viele interessante Aspekte der musikalischen Uhland-Rezeption vorgelegt werden und dass dadurch statt eindeutiger (Vor-)Urteile der Weg einer verstehenden und differenzierenden Betrachtung eingeschlagen wird. Die Ausführungen zur Rezeptionsgeschichte von Uhlands „Der gute Kamerad“ bis hin zu Gustav Mahler (1901), Carl Zuckmayer (1966) oder Heiner Müller (1974) weisen einen Weg, der – verbunden mit dem Anspruch einer Kontextualisierung – fortgeführt und auch übertragen werden kann (vgl. S. 246–280).

Mit der vorliegenden Arbeit wird eine neue Schriftenreihe aus der Taufe gehoben, die ausdrücklich die Disziplinen Musikwissenschaft und Musikpädagogik zusammenbringen, die „Zusammenarbeit beider Disziplinen auch für den Bereich wissenschaftlicher Publikationen [...] fördern“ will (siehe Geleitwort). Damit wird offensiv Stellung bezogen in einer Situation, die von „starken Abgrenzungstendenzen“ beider Disziplinen bestimmt ist. Es liegt in der unterschiedlichen Natur beider Fächer, dass ein Musikwissenschaftler stärker an den „Inhalten“ ausgerichtet ist. Aber da ohne Inhalte auch keine Vermittlung von Musik notwendig ist, bleibt zu hoffen, dass dieser Schriftenreihe ein fruchtbares Gedeihen beschieden sein wird und sie den Dialog beider Disziplinen bereichern wird. Politische Implikationen und auch die regionale Komponente von Musik und ihrer Geschichte sind keine ungeeigneten Aspekte, um in einem Auftakt einer neuen Schriftenreihe dieses Anliegen vorzustellen, nehmen sie doch auch die Überlegungen von Carl Dahlhaus zu musikalischen Werturteilen von 1970 auf. Diese noch heute lesenswerten Überlegungen waren damals in einer von Sigrid Abel-Struth herausgegebenen musikpädagogischen Schriftenreihe erschienen.

Joachim Kremer

Klaus-Peter SCHROEDER, „Tod den Scholaren!“ Studentische Kriege, Revolten, Exzesse und Krawalle an der Heidelberger Universität von den Anfängen bis zum Ausgang des 20. Jahrhunderts (Heidelberger Schriften zur Universitätsgeschichte, Bd. 4), hg. von Ingo RUNDE, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2016. 240 S. ISBN 978-3-8253-6509-7. € 25,-

Die Wesensverschiedenheit universitärer und bürgerlicher Lebenswelten führte in der Geschichte der Universität Heidelberg häufig zu Konflikten mit der Stadt und deren Bevölkerung. Das heutige Miteinander ist das Ergebnis eines jahrhundertelangen „Aneinandergekönnens“ von Bürgern und Akademikern. In 19 Kapiteln betrachtet Klaus-Peter Schroeder einzelne Schlaglichter der Universitätsgeschichte, eingebunden in bedeutende regionale und

gesamtdutsche Entwicklungen und Ereignisse, die von der Universitätsgründung 1386 bis zur Zeit der Hochschulreform in den 1970er Jahren reichen.

Die Gründung der Hochschule ging in erster Linie auf den Kurfürsten Ruprecht I. zurück, der die Förderung gelehrter Bildung als Aufgabe seiner Herrschaft verstand. Ob die Stadtbevölkerung in irgendeiner Weise in seine Pläne einbezogen wurde, dafür finden sich keine Quellen. Doch schon während der erfolgreichen Konsolidierungsphase unter dem ersten Rektor Marsilius von Inghen dürften die Bürger voller Neid auf die Angehörigen der Universität geblickt haben, die unter dem besonderen Schutz des Kurfürsten gestanden hatten und mit Privilegien und Steuerbefreiungen ausgestattet waren. Der Gegensatz von ländlich geprägter Kleinstadt zum Fremdkörper Universität mit seiner Sondergemeinschaft, die sich nicht nur durch ihre Kleidung abgrenzte und zum großen Teil aus 14- bis 16-jährigen Jugendlichen bestand, führte 1406 zum so genannten Studentenkrieg, einer gewalttätigen Auseinandersetzung, die den Quellen zufolge durch das aggressive Verhalten der Stadtbevölkerung ausgelöst wurde. Obwohl im Nachgang die Vertreter der Stadt öffentlich schwören mussten, die Universität künftig zu schützen, kam es im Jahre 1422 bei der „Studentenhatz“ zu einem ähnlichen Vorfall. Als kurfürstliche Leibbogenschützen im Zuge einer Racheaktion mehrere Bursen überfielen, nutzten auch Heidelberger Bürger die Gelegenheit und schlossen sich der Hatz an. Im gesamten 15. und 16. Jahrhundert kam es immer wieder zu Scharmützeln und gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Bürgern, Hofgesinde und Studenten.

Im 17. Jahrhundert war der Lehrbetrieb an der Universität während des Dreißigjährigen Krieges eingestellt worden. Nach der Wiedereröffnung 1652 blieben größere Konflikte zwischen Stadt- und Universitätsangehörigen zunächst aus. Nach der Zerstörung der Stadt im Pfälzischen Erbfolgekrieg und während der Gegenreformation unter Kurfürst Johann Wilhelm sind Auseinandersetzungen insbesondere innerhalb der konfessionell gespaltenen Universität zu konstatieren. Doch auch die jüdische Gemeinde, so zeugen verschiedene Quellen, musste zahlreiche Repressionen der Studenten ertragen. Laut Schroeder waren im 18. Jahrhundert Ausschreitungen und Tumulte zwischen Soldaten, Bürgern und Studenten wieder an der Tagesordnung.

Nach dem Übergang an das Großherzogtum Baden 1803 wurden Anstrengungen unternommen, die Studentenschaft zu disziplinieren. Gewalttätige und gesetzeswidrige Verhaltensweisen galten als Teil der „studentischen Freiheit“. Die Stadtbevölkerung beklagte zwar deren „Frechheit und Zügellosigkeit“, war aber auf die Studenten als wichtigem Wirtschaftsfaktor angewiesen. Die Universität war zu Beginn des 19. Jahrhunderts kein Fremdkörper mehr. Ökonomisches Kalkül war die Grundlage des Verhältnisses von Bürgern und Studenten. Studentische Proteste, weitere Versuche der Disziplinierung, aber auch blutige Zusammenstöße mit dem kasernierten Militär prägten die Folgezeit. Das umfangreichste Kapitel des Buches befasst sich mit der Rolle der Heidelberger Studenten und Burschenschaften in der bürgerlich-liberalen National- und Demokratiebewegung, dem Hambacher Fest und der Revolution 1848/1849.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelte sich die nun mehr als 3.000 Studenten zählende Universität zum bedeutendsten Wirtschaftsfaktor der Stadt. Die Bürger lebten mit, aber vor allem auch von den Studenten. Die bedeutenden Gelehrten beteiligten sich am städtischen Kulturleben, und die Stadt entwickelte sich zu einem intellektuellen Zentrum. Heidelberg und seine Studenten, so beschreibt es der Autor, wurden zum romantischen Aushängeschild Deutschlands.

Die beiden folgenden Kapitel spannen einen Bogen vom Ersten Weltkrieg und der in der Studenten- und Professorenschaft herrschenden Kriegseuphorie über die Weimarer Republik mit der Gründung des Allgemeinen Studentenausschusses bis hin zur Zeit des Dritten Reiches und dem auch an der Universität zunehmenden Antisemitismus, dem zahlreiche Studenten und Professoren zum Opfer fielen. Im Anschluss widmet Schroeder seine Aufmerksamkeit der Wiedereröffnung der Universität nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Neuaufbau unter amerikanischer Besatzung. Im letzten Kapitel befasst sich der Autor mit der Studentenbewegung der 1960er und 70er Jahre. Der Zorn der Studierenden gegen die Hochschulreform, aber auch politische Proteste führten zu einer aufgeladenen Situation in der Stadt, die Schroeder als „am Rande eines Bürgerkriegs“ bezeichnet.

Das Buch von Klaus-Peter Schroeder ist nicht nur ein bedeutender Beitrag zur Heidelberger Universitätsgeschichte, sondern auch für mentalitätsgeschichtliche Fragestellungen von Bedeutung. Die kurzen Kapitel behandeln jeweils einen bestimmten Aspekt und bilden in der Gesamtschau mit ihrer Vielfalt an Themen ein breites Spektrum ab. Dadurch weist das Werk einen deutlichen handbuchartigen Charakter auf. Ein Personenregister rundet den gelungenen Band ab.

Marco Birn

Reinhard Ilg, *Bedrohte Bildung – bedrohte Nation? Mentalitätsgeschichtliche Studie zu humanistischen Schulen in Württemberg zwischen Reichsgründung und Weimarer Republik* (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B, Bd. 203), Stuttgart: Kohlhammer 2014. 400 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-17-028867-6. € 38,-

Das klassische humanistische Schulwesen befand sich am Ende des 19. Jahrhunderts im Umbruch. Es stellte sich die Frage, ob eine umfangreiche Ausbildung in Griechisch, Latein und Hebräisch noch zukunftsfähig sei, wurden Anforderungen einer modernen Schulbildung doch mit Schwerpunkten auf Naturwissenschaften und modernen Fremdsprachen definiert. Die Lehrer sahen sich im Zwiespalt zwischen dem Erwartungsdruck der modernen Gesellschaft an eine zeitgemäße Schulbildung und der Verpflichtung gegenüber dem traditionellen Bildungskonzept des Neuhumanismus. Die Bedeutung dieser Frage schlug sich in der enormen politischen Dimension nieder, die auch auf höchster Ebene der Landesfürsten und des Kaisers diskutiert wurde und nicht nur als entscheidende Weichenstellung galt, sondern von Vertretern beider Seiten als nationale Schicksalsfrage charakterisiert wurde.

Im Zentrum der Dissertation von Reinhard Ilg stehen sechs Schulen im Königreich Württemberg, darunter die vier niederen evangelisch-theologischen Seminare in Maulbronn, Blaubeuren, Schöntal und Urach sowie die beiden katholischen Konvikts-gymnasien in Ehingen und Rottweil. Aufgrund ihrer guten Überlieferungslage und eines ausgeprägten konfessionellen Bewusstseins von Lehrenden und Lernenden waren sie für den Autor „attraktive konfessionsgeschichtliche Forschungsobjekte“. Gleich in seiner Einleitung weist Ilg darauf hin, dass es sich um eine ortsgeschichtliche Studie handelt, die aufgrund regionaler Besonderheiten nicht auf andere Länder wie Preußen oder Baden übertragbar ist.

In Untersuchungen zum höheren Schulwesen der Kaiserzeit dominierte nach Aussage des Verfassers der sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Ansatz mit strukturanalytischen und quantifizierenden Verfahren. Mentalitätsgeschichtliche Arbeiten entstünden erst in jüngerer Zeit. Ilg wählt hingegen einen „integrativen“ Ansatz und verknüpft verschiedene theoretische